



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kleinere Mitteilungen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Und wie wunderbar schön wurde es im Walde, als der Abend hereinbrach, als die Schatten länger wurden und die Strahlen der untergehenden Sonne schräg durchs Laub fielen — das war wie ein Märchen voller Wunder! Wer hätte nur geglaubt, daß der alte Jenz so gut Versteckens spielen könnte, während die Mutter die Reste der Mahlzeit zusammenpackte! Entweder guckte sein alter, schwarzer Totengräberhut auf der einen Seite des Baumes hervor, oder er verbarg ihn sorgfältig, und dann kam der Zipfel seines steifen Staatsrockes zum Vorschein, und stets war er höchst erstaunt darüber. Tippe legte wirklich Ehre ein mit seiner Erziehung.

Aber das Merkwürdigste war doch die Verwandlung, die mit der Mutter vorgegangen war. Denn als sie mit dem Einpacken fertig war, streifte sie, angesteckt von dem Frohsinn der andern, ihre Trauer und Sorge ab und nahm Teil an ihrem Spiel. Und wie sie spielen konnte! Wie sie den kleinen Burschen in den Armen auffing, ihn jubelnd im Kreise herumschwang, dann wieder innehielt, um ihn mit strahlenden Augen, glühenden Wangen und wogender Brust anzusehen! Wie sie ihn küßte und an ihr Herz preßte, als wolle sie ihn nie wieder loslassen! Ja, wer immer so spielen könnte, ewig, ohne Ende!

(Fortsetzung folgt.)



## Kleinere Mitteilungen.

Friedrich II. in der bildenden Kunst. Zum fünften male ist in diesem Jahre an den berühmten Physiologen Du Bois-Reymond als Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften die Aufgabe herangetreten, Friedrich den Großen zu feiern. Hatte er früher bei dem gleichen Anlasse seinen Stoff aus ihm näher liegenden Gebieten gegriffen, so gab ihm diesmal die Berliner Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 den Anlaß, das Verhältnis seines Helden zur bildenden Kunst zu besprechen. Denn dies ist sein Thema, während die Ueberschrift glauben machen könnte, daß es sich darum handle, zu zeigen, wie die bildende Kunst sich zu dem großen König gestellt habe, eine Frage, welche nur gestreift wird. Das Unternehmen, auch einmal zusammenzufassen — oder richtiger: einmal wieder, da Ernst Curtius, wie der Redner zu erwähnen nicht unterläßt, vor neun Jahren schon einen Vortrag „Friedrich II. und die bildenden Künste“ ebenfalls in der Akademie gehalten hat —, was den König von einer seltner beachteten Seite zeigt, bedurfte keiner Rechtfertigung; vollends erweist die heiläufige Erwähnung von „Stimmen,“ welche die Akademie wegen der Huldigungen, die sie ihrem Erneuerer darbringt, „des Byzantinismus zeihen,“ den Inhabern solcher Stimmen eine ganz unverdiente Ehre. Neues über den Gegenstand konnte man von dem vielseitigen Redner billiger-

weise nicht erwarten, wohl aber, was er auch geleistet hat, eine geistreiche Gruppirung und Beleuchtung der bekannten Thatsachen. Er hat keine Mühe gespart, einschlägige Beziehungen aufzuzufinden, und auch Hypothesen nicht verschmäht, was merkwürdigerweise Vertretern der exakten Wissenschaften bei dem Hinausgehen über ihre Fachgrenzen nicht selten begegnet. „Ob der sechzehnjährige Kronprinz bei dem bekannten Besuche am sächsisch-polnischen Hofe von den Dresdner Kunstschätzen, unter denen die Sigtinische Madonna noch fehlte, einen Eindruck erhielt, wissen wir nicht. Aber schon früher dürfte er in den bildenden Künsten einen gewissen Grund gelegt haben. . . . Fast scheint es, als habe der dem Flötenspieler so abholden Vater die Zeichenübungen des Kronprinzen nachsichtiger behandelt.“ In ähnlicher Art werden die spätern Aufenthalte Friedrichs in Dresden und die geplante, bekanntlich nicht ausgeführte Reise nach Italien herangezogen u. dergl. m. Mit Recht weist Du Bois den Tadel, daß der König die erworbenen Kunstschätze in seinen Schlössern, nicht in öffentlichen Sammlungen aufstellen ließ, als die ganze Zeit treffend, zurück; ebenso hätte er bei Erwähnung der utilitarischen Auffassung von dem Nutzen einer Kunstakademie geltend machen können, daß diese Auffassung alle Aufklärer teilten. Uebrigens verschweigt der Redner nicht, daß Kunst und Künstler in dem fridericianischen Berlin keine goldenen Tage gesehen haben, und desto überraschender wirkt die Schlußbehauptung. Friedrich, der große Feldherr, Staatsmann, Philosoph u. s. w., soll uns von nun an zugleich als einer „der die bildende Kunst am meisten liebenden und pflegenden Fürsten“ erscheinen. Eine derartige Uebertreibung ist doch gerade dieser geschichtlichen Gestalt gegenüber am wenigsten von nöten.

Die Rede ist in sehr eleganter Ausstattung und geschmückt mit dem Relief von Rauch's Friedrichs-Denkmal, welches die Ankunft des betenden Knaben in Sanssouci darstellt, im Verlage von Veit u. Comp. in Leipzig erschienen.

Spemann's Schatzkästlein. Ungefähr wie die „Deutsche Encyclopädie“ zu dem sogenannten Hübnerschen „Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon,“ verhält sich dieses „Schatzkästlein“ zu dem „Not- und Hilfsbüchlein“ von Rudolf Zacharias Becker. Die Absicht von heute ist dieselbe wie vor genau hundert Jahren, und nicht schärfer kann der Unterschied zwischen damals und jetzt zum Ausdruck gebracht werden als durch die Vergleichung dessen, was in dem einen und dem andern Falle für allgemein wissenschaftlich gehalten wurde. Durchgelesen haben wir das Buch von 777 Seiten kleinsten doppelspaltigen Druckes, nebst 25 dreispaltigen Seiten Register noch nicht, obwohl der Herausgeber es als ein „nicht nur eminent nützlich, sondern auch hochamüßantes“ empfiehlt. Aber nach den Stichproben in den elf Abteilungen: Unser Haus, Gesundheit, Haushaltung, Am Schreibtisch, Tierische Hausfreunde, Gute Lebensart, Frauenarbeiten, Berufswahl, Spiele, Unser Recht sind wir geneigt, jene Empfehlung für berechtigt zu halten. Dergleichen gute Ratschläge erteilen fort und fort unzählige Zeitschriften; allein die werden nicht aufgehoben, oder im Notfalle erinnert man sich nicht mehr, wo das Betreffende zu suchen sei, während es hier mit Leichtigkeit zu finden ist. Unter den namhaft gemachten Bearbeitern einzelner Stoffe leisten mehrere jede Bürgschaft für die Zuverlässigkeit ihrer Beiträge. Nur der Abschnitt über Krankheitserscheinungen u. scheint uns nicht unbedenklich, weil er der Kurpfuscherei im Hause Vorschub leistet. Im übrigen wünschen wir dem Not- und Hilfsbüchlein von 1887 so große Verbreitung, wie sie das von 1787 gefunden hat.

Bergauf oder bergab? Die Grenzböten können wohl nicht in den Berdacht kommen, mit irgend welcher Befangenheit einer neuen gefunden Regung poetifchen Geiftes gegenüber zu ftehen. Sie haben bei fo verfhiednen Anläffen für folche Regungen das Wort ergriffen, haben ſich nach Kräften bemüht, die lebensfähigen Keime ſelbſt in unfertigen Verſuchen zu erkennen, daß ſie fogar gelegentlich fanguiniſch und allzu hoffnungsreich geſcholten worden ſind. In allem Kunſttreiben der Gegenwart aber iſt ein Element lebendig und wirksam, das zerſtörend und mißbildend auf erfreuliche Anfänge einwirkt und gegen das es keine Abhilfe giebt als unabläßige Bekämpfung. Als ſeinerzeit die Meininger zuerſt auftraten, durfte man wohl die Hoffnung an ihre Darſtellungen knüpfen, daß andre Bühnen, um ihres eignen Vorteils willen, begreifen würden, worin der Hauptwert und Hauptreiz der von den Meinigern erſtrebten Belebung der verſchiedenſten Dichtungen liege. Man durfte ſelbſt zu einer möglichen, ja wahrſcheinlichen Steigerung des Dekorations- und Koſtümgluzus nicht ſcheel blicken, wenn nebenbei die Hauptſache: die warme Unmittelbarkeit, welche ſtrebt, ein lebendiges Stück auch als lebendig erſcheinen zu laſſen, die Hingabe an das Größte wie an das Kleinſte, die jede Szene neu geſtaltet, der gute Geſchmack, welcher das ſtarke Bedürfnis nach maleriſcher Wirkung vergeiſtigt, auf andre Theater Wirkung äußerten. Aber ſiehe da: während wir der innern Neubelebung angeblich wirkungslos gewordener Dramen, wie ſie die Meininger meiſterlich verſtehen, bei den großen Hof- und Stadttheatern vergeblich entgegenharrten, wurden wir mit ſtilgerechten Kuliffen und Koſtümern, mit Pompaußzügen und Maſſenbewegungen gefüttert, welche man den Meinigern glücklich abguckt hatte. Der Gewinn, den wir hofften, ſteht in betrübender Weiſe aus — vielleicht kommt er noch.

Noch empfindlicher aber als der Starrſinn unſrer Bühnenleitungen, welche ſich gegen die Einſicht verſchließen, daß ein geiſtiger Aufſchwung und eine ſtraffe Regie ihnen ſelbſt zu Gute kommen müßten, berührt uns die Wahrnehmung, daß jener verhängnisvolle Zug, alles ins Außenliche, Fläche zu verkehren, immer lieber abwärts als aufwärts zu ſteigen, ſich an Verſuche anheftet, welche jeder Freund geſunder Kunſt nur mit Freuden begrüßt hat. Wir haben ſeinerzeit das Lutherſpiel von Hans Herrig und ſeine Aufführungen in Worms und Erfurt freudig willkommen geheißen, haben der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die in dieſer Dichtung gegebenen hoffnungsreichen poetiſchen Anfänge, und nicht minder die Beſonderheit der Aufführungen, gute Folgen haben würden. Wir ſind auch keineswegs der Meinung, daß die einzelnen Mißgriffe bei den Weiteraufführungen dieſes Spiels viel zu beſagen hätten und den Wert deſſelben in Frage ſtellen könnten. Man mag verſuchen, es überall hin zu verpflanzen — die Erfahrung wird zeigen, daß es nur da, wo es Boden in örtlichen Luthererinnerungen hat, wo das ſorgfältig vorbereitete, weihevoll durchgeführte Gelegenheitsſpiel die ſonſt vorhandnen theatraliſchen Aufführungen übertrifft, ſeine ganze Wirkung zu üben vermag. Was uns mit Sorgen erfüllt, iſt etwas andres. Die Bewegung für das „Volks-theater,“ für die Bürgerſpiele kommt in Fluß und — die Dichtungen dazu fehlen. Der kleinſtädtiſche Ehrgeiz, es den Nachbarn gleich- oder zuvorzuthun, fängt an, ſich an völlig lebloſe dilettantiſche Arbeiten zu halten, ſetzt dieſe mit großem Eifer und der entſprechenden Reklame in Szene und verſucht, die Kritik von vornherein mundtot zu machen, indem entweder der ehrwürdige Name des Helden oder der edle Zweck vorgeſchoben wird. Die guten Leute und ſchlechten Muſikanten ſind allerorten dabei, unter Berufung auf die unzweifelhaft glücklichen und erfreulichen Anfänge in Erfurt und Eisleben, in Worms und Jena ein Schauerkonzert auf-

zuführen. Schon die verschiedenen Konkurrenzluther haben ihr sehr Bedenkliches, in Dresden bildet sich ein Komitee für volkstümliche „Weihnachtsspiele,“ bei denen alle Greuel des Dilettantismus in Aussicht stehen; auch hier zeigt sich, daß in unsern Tagen nichts vorhanden ist, was nicht auf der Stelle dem sinnlos mißbrauchten Schlagworte verfiel. Volksspiele? jawohl; poetische Anregung durch lebendige Mitwirkung nichtkünstlerischer Kreise? ja wohl; es fragt sich nur, ob es dabei bergauf oder bergab gehen soll, ob dieser Aufruf an die frische Teilnahme der Empfänglichen neues poetisches Leben wecken und fördern oder das etwa noch vorhandene im unreinen Wasser dilettantischer Eitelkeit, selbstgefälliger Scheinteilnahme, blaustrümpfiger Geschmacklosigkeit vollends ersäufen will. Wenn zwei dasselbe thun, ist es bekanntlich nicht dasselbe, und eine Sache, der sich diejenigen bemächtigen, welche nie ein sachliches Interesse gehabt haben, dünkt uns von vornherein, wenn nicht verloren, so doch schwer gefährdet. Die Presse könnte hierbei viel zum Guten wirken, wenn — sie es wollte. Aber bei der leidigen Gewohnheit unsrer Zeitungen, in jeder Lage entweder gar nicht oder mit Haut und Haaren, ohne alle Unterscheidung, ohne jedes Gefühl für das Berechtigte oder Unberechtigte das Wort zu nehmen, droht auch in der Angelegenheit der nicht für die stehenden Bühnen bestimmten Spiele ein verhängnisvolles Durcheinander zu erzeugen. Sicherlich muß und wird das Worms-Erfurter Lutherspiel Folgen haben. Aber ob bergauf oder bergab, das ist jetzt eine ernste, keineswegs rasch zu erledigende Frage.

Immer klassisch. In Nr. 42 des Magazins für die Literatur des In- und Auslandes steht der Schluß eines Aufsatzes von Ernst Eckstein (über Lubbocks Liste der hundert besten Bücher). Darin heißt es wörtlich (S. 617):

„Von Sophokles zitiert Lubbock die Oedipus-Trilogie. Wie die alten Hellenen darüber gedacht haben, kann ich so aus dem Stegreif nicht hier erhärten: daß jedoch die Antigone mit ihren unserm Gefühl so überaus nahe liegenden, schlichten und doch herzergreifenden Konflikten für uns ein besseres Buch ist, als die Oedipus-Trilogie, dünkt mich zweifellos.“

Von einem Schriftsteller wie Ernst Eckstein sollte man doch einen solchen Schnitzer nicht für möglich halten! Die Antigone ein besseres Buch als die Oedipus-Trilogie — das erinnert an den weisen Ausspruch, der vor einigen Jahren in einer hochangesehenen Körperschaft einmal gefallen sein soll: Ja wenn Sie das Dezennium zu zehn Jahren rechnen!

Und dabei schreibt Eckstein einen historischen Roman über den andern!



## Literatur.

Zur Frage der Bilderverfälschung. Von Theod. Levin. Düsseldorf, Bagel, 1887.

Im verflossenen Sommer erregte ein kleiner Aufsatz des Konservators an der Düsseldorfer Kunstakademie, Professor Levin, in der „Kunstchronik,“ welcher eine große Zahl von Gemälden der Städtischen Galerie zu Frankfurt für gefälscht er-